

Unverkäufliche Leseprobe



Adolf Muschg
Sax

459 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-60517-8

I

April 1970. Dach

Thomas Schinz, Privatbankier, hatte von seinem Rotarier-Freund Peter Leu am 6. April 1970 gerade eine rote Mauritius erworben und sich zur Feier des Tages eine Zigarre angesteckt. Darauf wünschte er, auf die legendäre Aussichtsterrasse der Liegenschaft geführt zu werden. Der Briefmarkenhändler erbleichte.

Als sie nach einer halben Stunde wieder in die Beletage zurückgekehrt waren, legte Leu ein umfassendes Geständnis ab. Der Bankier war auf vieles gefaßt gewesen, auf eine endgültig zerstörte Ehe, eine Krankheit zum Tode, eine verheimlichte Straftat und natürlich auf einen Konkurs. Aber nicht auf eine Gespenstergeschichte.

Um vier Uhr nachmittags hatte ihn Leu vor dem Hauptportal des Hauses «zum Eisernen Zeit» in Empfang genommen. Schinz inspierte die Sonnenuhr über dem Torbogen; ein Metallstab ragte schräg aus der Sandsteinfront und kam eigentlich nie in den Fall, seinen Schatten auf den Fächer mit der Stundenskala zu werfen, denn die Hausfront lag zur Nordseite hin. *Ultima necat* lautete die Devise im geknickten Spruchband, und Leu lieferte gleich die Übersetzung: «Die letzte tötet.» Schinz bemerkte nur, daß eine Uhr, die gar keine Stunden anzeige, auch keine letzte zu melden habe. Aber auch er wußte einen Spruch, mit dem er sich als Bub im Album der Mädchen verewigt hatte: «Mach es wie die Sonnenuhr, / Zähl die heitern Stunden nur.»

Das Bronzeschild an der Tür zeigte Leus Geschäftsadresse an. Darunter ein doppelt gewinkelter Pfeil: «Hermann Frischknecht, Velos».

Der ist doch Kommunist? fragte Schinz. Leu erklärte, Hermann sei sonst ein ordentlicher Mann, ein guter Handwerker. Seine Werkstatt im Soussol, nur von der Hofseite zugänglich, störe sehr wenig, auch sei er ein pünktlicher Zahler.

Doch mal sehen, was der für eine Ordnung hat, entschied Schinz.

Leu ging voran, in die Kluft zwischen den Häusern, eine Sackgasse ohne Namen, in der sich ein Torbogen öffnete; sie gelangten in den Hof des «Eisernen Zeit». Er lag fast ganz im Laubschatten; die Linde mußte so alt sein wie die Häuser, von denen nur die Rückseite zu sehen war, mit Ausnahme der Biedermeierfront des Hauses «zum Schwarzen Garten». Der Stamm war von Fahrrädern umlagert. Eines stand aufgebockt unter dem offenen Vordach, wo Frischknecht im Blaumann zugange war, ein Riese mit rosiger Tonsur im schütter gewordenen Haar.

Schinz erkundigte sich nach den Parolen zum 1. Mai und wollte wissen, wie sich Frischknechts Partei die wild gewordenen Studenten vom Leib zu halten gedenke. Die Auskunft war unbestimmt, aber höflich.

Typen wie Frischknecht behielten was Solides, befand Schinz auf dem Rückweg. Ihre politischen Hörner seien zwar kurz, aber wirksam, während die linken Geweihe, die sich Sohn Jacques und Genossen aufgesetzt hätten, nur zum Abstoßen gut seien.

Sie traten in Leus «Schatzkammer», und Vera, die graublunde Sekretärin, erstarnte, als ihr Schinz mit der qualmenden Zigarre zuwinkte. Aber die Preziose lag hinter Glas wie ein medizinisches Präparat. Schinz beugte sich über das Miniaturprofil der jugendlichen Königin Victoria; er setzte die Musterung durch eine langstielige Lupe fort. Dann lehnte er sich in den Ledersessel zurück und hauchte Ringe gegen die Decke. Der Kopf des Fünfundzwanzjährigen war rosig gepolstert und das graublunde Haar in der Mitte zu einer dop-

pelten Mähne gescheitelt. Auch Peter Leu trug das Emblem der Rotarier am Revers, aber die großen Augen über der dünnen Nase blickten unstedt, und sein schmaler Mund wurde von Hungerfalten abgeschnitten. Er legte die Hände zusammen; so ließ sich ihr Zittern unterdrücken.

Schinz sagte nach einer Weile:

Was macht das Schnitzelchen kostbar? Daß es auf einem Versehen beruht. Verabredet war POST PAID, und bei der ersten Serie ist dem Drucker POST OFFICE hineingerutscht, Gott weiß, warum. Das ist wie im richtigen Leben, Peter. Ohne Fehldruck keine Evolution. Wäre es beim Kopieren des Erbguts nichts weiter als korrekt zugegangen, wären wir immer noch Einzeller.

Wenn du meinst, sagte Peter Leu.

Als Kind habe ich gar nicht gewußt, daß man Marken *kaufen* kann. Ich dachte, man müsse auf Briefe warten. Da schenkte mir mein Vater zum achten Geburtstag einen großen Umschlag mit durchsichtigem Fenster. «1000 ganze Welt» für drei Franken. Plötzlich waren die Marken, die ich schon gesammelt hatte, nichts mehr wert. Erinnerst du dich an den alten Hirsch? Ein Sammler – Porzellan, Gobelins, Rüstungen. Und konnte '38 nur mitnehmen, was er auf dem Leibe trug. Aber unterm Bild seiner toten Frau waren ein paar Briefmarken versteckt, von denen hat er noch zehn Jahre gelebt. Und sich dann doch vergiftet.

Briefmarken sind sicherer als Gold, sagte Leu.

Eine tote Frau habe ich auch, sagte Schinz, aber Mara lebt gerne gut. Ihr Vater ist im Realitätengeschäft. Wenn ein Wiener Grundstück meint, redet er von «Realitäten».

Thomas, ich habe einen Champagner kalt gestellt – wenn es dir recht ist.

Dann trinken wir ihn auf dem Dach. Ich war noch nie oben.

Da ist es aber gar nicht aufgeräumt ... und sicher auch nicht.

Kein Geländer?

Nur ein falscher Schritt ... und feuergefährlich. Du dürftest gar nicht rauchen.

Schinz drückte die Zigarre aus. – Ich nehme das Tablett. Die Flasche wirst du noch tragen können.

Das barocke Treppenhaus blieb bis zur vierten Etage stattlich. Erst beim Aufgang zum Dachgeschoß wich das gedrechselte Kirschholzgeländer einem einfachen Handlauf, und die Stufen waren ausgetretenes Tannenholz. Auf der Straßenseite war das Dachgeschoß abgeschrägt, aber zur Hofseite hin öffnete es sich mit einer Zeile ziemlich hoher Fenster. Der Aufbau stamme aus dem Biedermeier, erklärte Leu, hier habe ein Mathematikprofessor, ehemals Astronom, den Himmel beobachtet.

Sie traten auf ein mit einem Holzrost gedecktes geräumiges Flachdach hinaus, von welchem der Blick in drei Himmelsrichtungen schweifte. Rechts außen an der Vorderkante erhob sich ein turmartiger Aufbau, ein Würfel aus wettergrauem Holz. Die Aussicht reichte über die Dächer in das noch junge Grün der Hügel bis zum Kranz der Alpen, die kaum körperlicher wirkten als das diesige Weiß des Aprilhimmels. Der Korke sprang in die Linden; Schinz übernahm auch das Einschenken. Zum Wohl! Schweigend taxierte er das Gelände, klopfte am Turmaufbau und begann die Front der Dachwohnung abzuschreiten. Durch die Lamellen glaubte er eine Ansammlung unförmiger Körper zu erkennen.

Was lagerst du da oben? Särge? fragte er und probierte die Türen. In einer steckte der Schlüssel, und Schinz drehte ihn ohne Umstände. Eine unnatürliche Kälte schlug ihm entgegen. Als er den Lichtschalter ertastet hatte, stand er vor einer mit grauem Tuch verhängten Landschaft; hob man einen Zipfel, kam das gestreifte Damastpolster eines Stilmöbels zum Vorschein. Die Bilder an den Wänden waren alte Stiche mit idealen Landschaften. In der Mitte hing das Fotoporträt einer Dame im Profil; es traf Schinz wie ein Schlag, denn es war das Bild seiner toten Frau – wie kam es hierher? Das dunkle Haar war über dem langen Nacken zu einem losen Knoten geschürzt, die großen Augen blickten sinnend vor sich hin. Aber wann hätte sie ein Samtkleid mit einer Perlenkette getragen? Die hohe Büste hatte nichts von einer kranken Brust,

auch war die Dame älter, als Chantal geworden war; es war auch ein älteres Bild – aus den zwanziger Jahren vielleicht. Und doch hatte er das Gefühl, die Dame könnte jeden Augenblick den Kopf wenden und ihn ansehen. Er löschte schnell das Licht und verriegelte die Tür.

Leu blickte ihm mit der Miene eines Menschen entgegen, der zu einer schmerzhaften, doch unvermeidlich gewordenen Untersuchung stillgehalten hat.

Aparte Räume, sagte Schinz. – Wer ist die Dame an der Wand?

Frau Dr. Fanny Moser, sagte Leu.

Das gleichmäßige Rauschen des Abendverkehrs war zu hören, das Brummen eines Flugzeugs. Dann fünf Schläge der nahen Augustinerkirche.

Wo du gewesen bist, war einmal mein Kinderzimmer.

Und auf der andern Seite?

Da lebten die Eltern, flüsterte Leu. Plötzlich ließ er das Glas fallen, das auf dem Boden zersprang, und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu.

Mein Tinnitus. Auf dem Dach kommt er regelmäßig. Ich habe dich gewarnt.

Ein krankhaftes Ohrgeräusch, soviel Schinz wußte; und als er Leu beim Arm genommen hatte, zog dieser ihn mit. Fast flohen sie unter das Dach und alle Treppen hinunter bis auf die zur Geschäftsetage. An der Schwelle stand Leu still und seufzte tief auf. Kein Mensch stellt sich vor ...

Sorgen, Peter?

Wir werden verfolgt, seit dreißig Jahren. Schon meinen Vater haben sie zur Strecke gebracht. Und lassen nicht locker ...

Sie? fragte Schinz. Wer?

Gehen wir ins Kabinett zurück, sagte Leu.

Vera erhielt Erlaubnis zum Feierabend, doch Leu setzte sich erst, als das Klopfen ihrer Absätze verklungen war.

Jetzt will ich es wissen, Peter.

Auf deine Gefahr. Aber zwei Dinge mußt du mir schwören. Kein

Wort zu niemandem, auch nicht zu Mara. Und du mußt mich zu Ende hören. Du bist der erste Mensch ...

Schinz hatte nicht mit so viel Zeitaufwand gerechnet. Aber bald maß er ihn nicht mehr, obwohl der Glockenschlag der Augustinerkirche regelmäßig mahnte. Auch dachte keiner daran, Licht zu machen, und so schien der Erzähler allmählich selbst Teil der Finsternis zu werden, die seine Erzählung verbreitete.

Angefangen hatte alles nach dem Zweiten Weltkrieg. Bis 1946 bewohnte die elterliche Familie mit den damals dreijährigen Zwillingen Peter und Doris den vierten Stock des «Eisernen Zeit»; die unteren Etagen gehörten dem Geschäft. Dann beschloß Vater Leonhard, das bisher nur als Dachboden verwendete Laboratorium des Astronomen wohnlich zu gestalten, mit Schlafzimmern und Bad. Auf der rechten Seite wurde ein offener Kamin eingebaut, da kam auch eine Lesecke hin und das Spinett der Hausfrau. Auf der anderen Seite schliefen die Kinder gemeinsam im hinteren Raum, solange sie klein waren, und im vorderen die Mutter. Später erbte ihn Peter, aber es wurde nie ein eigenes Zimmer. Es lag mitten in einem Trampelpfad für jedermann, angeblich, weil Jungen eigentlich gar kein Zimmer brauchten, sondern an die frische Luft gehörten. Und doch wollte er eine glückliche Kindheit gehabt haben – bis zum 24. September 1948.

Beim Abendessen hatte der Vater noch gesagt: Es gibt bald wieder Krieg. In der Nacht wurden die Eltern zum ersten Mal durch Klopfgeräusche aus dem Schlaf geschreckt. Es war zwei Uhr früh, aber das Klopfen klang so dringlich, daß der Vater unwillkürlich *Herein!* gerufen hatte. Als ihm nur Stille antwortete, glaubte er sich verhöhrt zu haben und war kaum wieder eingeknickt, als sich das Klopfen wiederholte, ein Wirbel wie von trommelnden Knöcheln. Doch im Badezimmer fand sich kein Mensch, auch in den Kinderzimmern blieb alles still. Zur Sicherheit stieg der Vater in die tieferen Etagen ab; auch in den Geschäftsräumen zeigte sich nichts Verdächtiges. Als er wieder ins Schlafzimmer trat, sagte die Mutter

schreckensbleich: gerade habe es wieder geklopft, dreimal, jedesmal stärker. Das Phänomen wiederholte sich nicht, doch an Einschlafen war nicht mehr zu denken. Am Morgen aber fragte die fünfjährige Doris, wer die ganze Nacht gehämmert habe.

In der nächsten Nacht war Peter erwacht, weil eine kühle Hand über sein Gesicht gestrichen hatte. Er schrie laut, und als die Mutter hereinstürzte und Licht machte, hatten beide zuvor eine undeutliche Gestalt im Fenster verschwinden sehen. Bald zeigte sich der Spuk auch am helllichten Tag. Plötzlich waren im Kaminzimmer alle Bilder umgedreht. Natürlich dachten die Eltern zuerst an einen dummen Streich, aber als man gemeinsam weg gewesen war, hingen die Bilder hinter verriegelter Tür zum zweiten Mal verkehrt. Bald war auch die Wohntage nicht mehr sicher. Spiegel fielen von der Wand, ohne zu zerbrechen, Wollknäuel hüpfen durch den Raum, als würden sie von einer Katze gejagt. Manchmal gingen Schritte, Klapperte Geschirr, klirrten Ketten, und eines Nachmittags, als man auf der Terrasse saß, hörte man einen dumpfen Knall. Im Kaminzimmer war ein schwerer Tisch ohne Ursache umgestürzt; ein andermal lagen die Sessel mit verhakten Beinen auf einem Haufen. Aber der Spuk machte sich auch einen Stock tiefer bemerkbar. Man mußte erleben, daß ein Teller, in den man hatte schöpfen wollen, unter der Hand weggezogen wurde – von *keiner* Hand. Es kam auch vor, daß Mutter im Halbdunkel am Spinett saß, ohne zu spielen; machte man Licht, war der Sessel leer.

Was die Eltern nicht weniger belastet hatte als der Spuk, war die Scham. Wie konnte man über Unmögliches reden, ohne sich selbst unmöglich zu machen? Waren Fremde zugegen, zeigten sich die Phänomene nie – dabei hätte man Zeugen gut gebrauchen können. Aber man brauchte den Spuk nur zu erwarten, dann kam er nie. Handwerker, welche die Leitungen überprüften, fanden alles in bester Ordnung; Fehlanzeige auch bei Strahlenmessern und Wünschelrutengängern. Gute Freunde gingen, nachdem sie im Hause gewacht hatten, kopfschüttelnd weg und kamen nicht wieder. Das

Geschäft gab nach. Was für ein Leben für Kinder, die über ihr Grauen nicht einmal reden durften!

Ach, sagte Leu, so schlimm war es eigentlich gar nicht gewesen. Die Geister seien ihnen eher frech als böse begegnet. Die hätten sich Dinge erlaubt, die man sich selbst nie getraut hätte, und man habe sie nicht einmal dafür strafen können.

Man muß mit ihnen spielen können. Und ich hab's verlernt. Aus Angst vor den Eltern. Da hat der Spaß aufgehört. Als die Mutter an einem schönen Sommertag auf dem Dach Wäsche aufhängte, sah sie eine Gestalt, die sich aus dem Elternzimmer beugte, so tief, daß ihr langes schwarzes Haar den Boden streifte. Sie glaubte, es sei die neue Waschhilfe, und rief sie an; da richtete sich die Gestalt auf und hatte ein schneeweißes Gesicht und tieftraurige Augen; dann verging sie in der Wand.

Danach zog die Mutter aus und nahm Doris und mich mit zu ihren Eltern in die Vorstadt. Vater blieb im «Eisernen Zeit», und nun kannten die Geister kein Halten mehr. Einmal hatte er in der Wand Messer wetzen gehört; plötzlich lag ein Frauenkopf auf dem Kissen. Er sprang aus dem Bett, und das Phantom verging mit einem stillen Lächeln, doch auf dem Kissen blieb noch lange der Abdruck eines Schädels zurück.

Schließlich ließ Vater einen Kapuziner aus den Abruzzen kommen. Er kostete ein Vermögen, aber war ganz sicher, die Quelle des Spuks geortet zu haben. Horner – das war der Astronom aus dem letzten Jahrhundert – hatte diesem Haus eine Sternwarte angebaut, die vor seinem Tod nicht fertig geworden war. Die Ruine endete unter dem Holzaufbau unter dem Dach. Das sei der Schlupfwinkel der Geister. Es gelang Pater Sirio, einen zur Rede zu stellen, aber es war der Geist eines Missionars, der in der Südsee Menschenfleisch gekostet hatte und darum keine Ruhe fand. Abbrechen konnte man die Sternwarte wegen der Statik des Hauses nicht, aber wirksam verkleiden. Der Kapuziner weihte jedes Brett einzeln und schnitt ein Kreuz hinein. Aber kaum war der Exorzist verreist, begann es in den Wänden zu kichern. Es kam vor, daß sie mitten in

der Nacht in leises Gelächter ausbrachen, das von allen Seiten zu kommen schien. Die Mutter betrat das Haus nicht mehr, Vater aber begann zu «studieren», wie man das nannte.

Eines Tages kaufte er ein Werk über Spuk und stieß in seiner Buchhandlung ganz zufällig auch auf die Verfasserin persönlich, eine Frau Dr. Fanny Moser. Sie war, trotz ihrer bald achtzig Jahre, immer noch eine sehr schöne und auch sehr vermögende Frau. Ihr Vater hatte einmal den Uhrenhandel Rußlands beherrscht, sie selbst sich als Meeresbiologin einen Namen gemacht. 1913 nahm sie in Berlin an einer spiritistischen Séance teil, bei der sich ein schwerer Tisch ohne jede mechanische Nachhilfe bis zur Decke erhob. Das wurde ihr Damaskus, wie sie sagte, und gab ihrem Forscherleben eine ganz neue Richtung.

Für Vater kam sie als Engel vom Himmel. Sie bat sich aus, eine bestimmte Zeit ungestört unter unserem Dach zu wohnen, und bezahlte den Eltern sogar eine Reise in die Südsee, die sich Mutter immer gewünscht hatte. Das war im Winter '52/'53. Sie ließ die Sternwarte wieder öffnen und brachte viele Nächte darin zu, in bitterer Kälte – sie sollte sich dabei den Tod holen. Aber auch den Eltern muß unterwegs etwas zugestoßen sein. Erst beim Begräbnis meiner Mutter deutete Vater an, sie habe auf dem Schiff «mit einer anderen Stimme» zu sprechen angefangen. Dabei hatte sie auf den Marquesasinseln ein Telegramm Frau Mosers erreicht: WESENHEIT ERKANNT & FREUNDSCHAFTLICH ZUGENEIGT STOP LÖSUNG UNMITTELBAR BEVORSTEHEND STOP HERZLICHST DR. FANNY MOSER.

Die LÖSUNG erwies sich als neuer Schicksalsschlag. Drei Tage vor der Rückkehr der Eltern nach Münsterburg, am 24. Februar 1953, war Frau Dr. Moser plötzlich verstorben, in ihrer eigenen Wohnung, als sie mit der Reinschrift ihrer Notizen beginnen wollte. Natürlich forschte Vater, sobald es die Pietät erlaubte, nach dem Verbleib des Materials. Aber es war gleich nach Frau Dr. Mosers Hinschied an das Institut in Freiburg gegangen, das die Verewigte gestiftet hatte, und der Direktor verweigerte Außenstehenden je-

den Zugang zu ihrem Nachlaß. Später erfuhren wir, daß die einzige Schwester, Mentona Moser, die Vernichtung der Papiere durchgesetzt hatte. Sie war überzeugte Kommunistin und hatte den Geisterglauben der älteren Schwester immer als Verirrung betrachtet. Alles, was Vater auf einem Umweg erfahren hatte, war, daß Frau Dr. Moser, schon bewußtlos, immer wieder *Caspar, ich komme!* gestammelt habe.

Es konnte sich dabei nur um den 1834 verstorbenen Caspar Horner handeln, den Erbauer der Sternwarte. Er war die WESENHEIT, und die Folgen seines Kontakts mit Frau Moser hätten sich eine Weile wohltätig bemerkbar gemacht. Die Phänomene seien verschwunden, die Mutter sei sogar ins «Eiserne Zeit» zurückgekehrt, ohne Dank für Frau Moser, deren Porträt an der Wand sie nicht habe dulden wollen. Im Frühjahr 1955 habe es wieder zu klopfen begonnen, diesmal wie mit dem Taktstock eines Dirigenten, der dem Stimmen von Instrumenten Schweigen gebietet. Gleichzeitig habe sich ein widerwärtiges Schnalzen vernehmen lassen und, wie das Ticken eines Metronoms, auch dann fortgesetzt, wenn es in den Wänden angefangen habe zu singen und zu klingen, anfangs wie aus weiter Ferne. Dann aber habe sich die Musik zum Brandungslärm gesteigert, und darin habe man Stimmen gehört wie von ewig Verdammten. Immer deutlicher sei auch die Stimme einer Frau herausgetreten, zwischen Jubel und Klage unablässig verfolgt vom Schnalzen des Dirigenten. Die Musik habe nach Wagner geklungen, doch als würden die Noten rückwärts oder sonst verkehrt gespielt. Auch diesmal sei nur die engste Familie betroffen gewesen. Wenn Peter und Doris versucht hätten, Mutter aus ihrer Depression zu reißen, habe sie gefragt, warum sie da seien. Sie habe nie Kinder gewollt, schon gar nicht von diesem Mann.

Peter Leu schien entschlossen, seinem Zuhörer und auch sich selbst nichts zu ersparen. In den späten fünfziger Jahren hatte der Vater eine bescheidene Dreizimmerwohnung gemietet und kam nur noch selten ins Geschäft, wo Peter Leu das Steuer übernommen hatte. Doris, die pflegen gelernt hatte, verdiente auf jede

Weise Geld, um nach Neuseeland auszuwandern. Der Vater habe noch ein paarmal versucht, die Mutter nach Hause zu nehmen, aber sie blieb tagelang im Bett, und wenn man sie ansprach, antwortete sie mit Schnalzen. Plötzlich fing sie zu fotografieren an und wanderte tagelang in der Stadt herum, um asiatisch aussehende Frauen zu suchen und sie erst zu beschimpfen, dann zu fotografieren. Auch sich selbst fotografierte sie splitternackt vor dem Spiegel, dann zog sie den Film aus der Kamera und drapierte sich damit. In einem Modegeschäft probierte sie ein Kleid ums andere und lief dann in Unterwäsche auf die Bahnhofstraße, wo die Polizei sie festhielt. Im Irrenhaus sei sie durch eindeutige Angebote an Ärzte und Pfleger aufgefallen sowie durch anhaltendes Schnalzen. Erst eine Behandlung mit Elektroschock habe sie ruhiggestellt, dann freilich so massiv, daß sie sich nur noch wie ein Automat bewegt habe. Zum Glück – so müsse man leider sagen – habe dann ein Schlaganfall dem Unglücksleben ein gnädiges Ende bereitet. Vater habe sich danach kaum noch unter Menschen gewagt. Nur für den Besuch seiner Rotarier-Essen habe er sich noch umständlich feingemacht, um den Sohn als Nachfolger gut einzuführen. Im eigenen Fall ...

Diese Wendung, die Peter Leu immer öfter gebrauchte, kam Schinz unfreiwillig passend vor, wenn er den Mann im Halbdunkel gestikulieren sah; nur sein Kragen leuchtete noch, und die auf und ab fahrenden Manschetten. Im eigenen Fall also hatte sich Peter verlobt, mit Elisabeth, der Arztochter, bei der die Aussicht auf eine schöne Wohnung in der Altstadt die Bedenken überwog, in eine zerrüttete Familie einzuheiraten. Sie legte ihre Mitgift in Stilmöbeln an.

Du hast sie ja gesehen, sagte Leu.

Sogar das Bild Fanny Mosers hängt wieder da.

Anfangs hat Elisabeth sogar meinen Vater ertragen. Er erschien mit einer jungen Pflegerin auf unserer Hochzeit. Das Leben war ihm über den Kopf gewachsen. Er war zuckerkrank und hinterließ einen Kühlschrank, der bis zum Bersten voll war mit Torten und Zuckerzeug. Seine Schulden habe ich bezahlt. Seine Pflegerin er-

zählte, am Morgen seines Todes sei er mit über Nacht weißem Haar aus seinem Zimmer gekommen und habe nur noch gesagt: «Jetzt verstehe ich alles.»

Was denn? fragte Schinz.

Er meinte, er habe in jüngeren Jahren die Geister gelästert.

Gelästert? fragte Schinz.

Als er bei den Rotariern aufgenommen wurde, noch im Krieg. Sein Haus sei früher als Gespensterhaus bekannt gewesen, aber jetzt verrate er den Herren ein Geheimnis. In Wirklichkeit sei es ein Puff gewesen.

Und wenn schon? fragte Thomas Schinz.

Das hätten ihm die Geister nie verziehen. Dafür brächten sie ihn zur Strecke. Inzwischen bin ich bald selbst so weit. Es wiederholt sich. Thomas, es ist ein *Fluch*.

Unsinn, sagte Schinz. – Elisabeth ist doch nicht wegen der Geister ausgezogen.

Der Tinnitus reicht auch, sagte Peter Leu.

Gegen den gibt es Mittel, soviel ich weiß.

Nicht gegen meinen. Ich krieg ihn ja nur auf dem Dach, in der Wohnung wird er schon leiser, und im Geschäft ist er ganz weg. Wie soll ich ihn da einem Arzt in seiner Praxis vorführen? Wenn ich ihm die Tatsachen erzähle, wie sie sind, weiß ich, was er denkt. Peter Leu gehört dahin, wo seine Mutter geendet ist.

Als Schinz zu schweigen fortfuhr, sagte Peter Leu: Du weißt noch nicht, wie sich der Tinnitus anhört. Es *schnalzt*.

In Gottes Namen, laß es schnalzen. Lebensgefährlich kann es nicht sein, und wenigstens hört Elisabeth nichts davon.

Leider doch, sagte Leu, ich habe selbst angefangen. Warum schnalzt du die ganze Zeit? fragte sie mich kürzlich, sie habe kein Auge zugemacht. – Schnarche ich wieder? fragte ich. – Du schnalzt, sagte sie, wir brauchen getrennte Schlafzimmer.

Die haben wir jetzt, Thomas, und du kannst dir vorstellen, wie die Geschichte weitergeht. Ich schnalze jetzt auch am Tag. Kaum ist Elisabeth in der Nähe, beginnt es zu schnalzen.

Kannst du dich nicht beherrschen, verdammt noch mal? fragte Schinz.

Ich weiß ja gar nichts davon, sagte Leu leise.

Das ist ja ...! sagte Schinz erschüttert. – Aber bitte, lassen wir die Kirche im Dorf. Wir hocken jetzt schon bald drei Stunden zusammen, und weißt du, wie oft du geschmalzt hast? Nie! Kein einziges müdes Mal!

Wir leben ja auch nicht miteinander.

Ich will dir nicht nahetreten, aber schnalz doch mal. Damit ich mir etwas vorstellen kann.

Das kann ich nicht.

Das *kannst* du nicht?

Es kommt, sagte Leu, wie ein Peitschenschlag. Elisabeth hält sich die Ohren zu. Sie glaubt es nicht. Ich glaube es auch nicht.

Das ist ja kein Leben, sagte Schinz.

Jetzt weißt du, warum wir ausgezogen sind.

Ihr solltet einfach einmal zusammen ... Schinz biß sich auf die Lippen.

Verreisen, wolltest du sagen.

Mein Gott, nein! Es gut haben zusammen.

Gern, wenn du mir verraten kannst, wie. Auf dem Haus liegt ein Fluch, Thomas. Man bleibt allein damit, Thomas. *Allein*.

Das konnte Schinz sehen. Er wußte auch, warum Leu die Hypothek aufgestockt hatte. Das Haus gehörte eigentlich schon der Bank.

Glück ist ein Luxus, sagte Leu. – Früher habe ich auf der Terrasse die Linde summen gehört ... Seine Stimme brach.

Jetzt erlaubst du, daß ich Licht mache, sagte Schinz. – Und als er zum Schalter ging, blieb er vor Leu stehen. – Weißt du, was Trockenwohner sind?

Leu schüttelte den Kopf.

Neubauten werden zu schnell aufgezogen. Sollen Rendite abwerfen, bevor die Wände trocken sind. Also braucht man erst mal Mieter auf Zeit. Junge Leute riskieren auch mal einen Rheu-

matismus für ein zahlbares Dach über dem Kopf. Du brauchst Trockenwohner, Peter, die das Gemäuer ordentlich ausnüttern.

Leu sah an dem schweren Leib hinauf, der kaum merklich wippte.

Jacques hat gerade Staatsexamen gemacht und sucht Räume für seine Praxis, mit zwei Kollegen. Das nennt sich Anwaltskollektiv, aber du weißt ja ... wer mit zwanzig kein Kommunist ist, hat kein Herz, wer mit vierzig immer noch einer ist, hat keinen Verstand. So lange brauchen die Buben nicht. Du kennst Jacques. «Wer zweimal mit der gleichen pennt ...» Aber es muß nur die Richtige kommen, dann gehört er schon zum Establishment. Moritz Asser ist der Sohn eines Textiljuden und in drei Jahren reif für eine Position bei mir. Der dritte heißt Achermann, Hubert, ein Bäckersohn aus der luzernischen Provinz, wollte mal Priester werden, aber jetzt ist er auf die Welt gekommen und wird ein erstklassiger Jurist. Die drei Jungen brauchen keine drei Jahre mehr, um etwas zu werden, aber eine Adresse brauchen sie. Deine Geister und das Gespenst des Kommunismus – die treiben sich gegenseitig aus, wetten? Du vermietest deine Dachwohnung an Achermann, Asser & Schinz, ich stehe für die Kosten gut. Nach drei Jahren zieht ihr wieder ein, Elisabeth und du. Der Spuk ist verflogen, und dein Tinnitus auch.

Und die rote Mauritius ... Wie regeln wir das?

Ich zahle dann beide zusammen. Die rote und die blaue.

Die blaue ... Thomas, von der ersten Serie gibt es noch zwölf. Sie sind in festen Händen.

Keine Hand ist so fest, daß man sie nicht mit einer Million öffnen kann.

Wer weiß, ob die japanischen Stücke jemals auf den Markt kommen und wann.

Du bist der Markt, Peter. Sorg dafür, daß sie kommen.

Wenn es die zweite Serie wäre ... da hätten wir eine Chance.

Mit einem zweiten Rang habe ich mich noch nie begnügt. Es ist der erste oder keiner. POST OFFICE, mein Lieber, nicht POST

PAID. Briefmarken sind heute auch nicht mehr, was sie mal waren. Die Zeit der Phantasiepreise ist vorbei.

Weißt du, was mich die rote gekostet hat? fragte Leu, am ganzen Leib zitternd.

Du brauchst eine Herausforderung, mein Lieber, sagte Schinz und tätschelte ihm die Schulter. – Die blaue Mauritius – das ist sie. Du hat keine Chance – also pack sie, wie diese jungen Leute sagen. Du wirst sehen: wenn sie ins Haus kommen, wird es hier gleich heller. Die Miete – ein Tausender für die vier Dachstübchen, paßt das? Ich lege dir noch einen dazu, für den Schreck. Überläßt du mir dafür das Porträt dieser Frau Moser? Es erinnert mich an jemanden ... Morgen holt es ein Bote bei dir ab, einverstanden? Dafür lass' ich dir die rote Victoria da, als Pfand, und du hast jetzt bitte nur noch die blaue im Kopf. Man muß nur hinter einer fremden Frau her sein, dann wird auch die eigene wieder munter. Glück auf, Peter! Du hörst von mir.

Er hatte zwei große Scheine aus der Brieftasche geblättert, steckte sich jetzt die nächste Zigarre an und winkte dem Mann adieu, der vor dem Hinterglasbildchen am grünen Tisch sitzen blieb und keiner Bewegung mehr fähig schien.

[...]